

Plauderstübchen

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

Druck u. Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Winkel.

Schicksale des Lebens.

Eine Erzählung aus der Prarie.

Im fernen Westen Nordamerikas stand in der Prarie ein einfaches Blockhaus, das in seiner Umgebung von Blumen, Gebüsch und Neben einen hübschen heimeligen Anblick bot. Ein von Rosen und Stachelpalmen umwuchelter Vorbau beschattete die niedere Türe.

Eben senkte sich die Sonne des schönen Junitages, als ein Mädchen über die Schwelle trat und, an eine der hohen Säulen gelehnt, hinausblinnte über die weite endlose Fläche. Offenbar erwartete sie jemand und es waren auch kaum einige Minuten vergangen, als hinter einer niederen Baumreihe die Gestalt eines Reiters auftauchte. Das Mädchen zog ein Taschentuch hervor und schwenkte es über dem Haupte, bis ein gleiches Grinsen mit dem breitkrämpigen Strohhut antwortete. Dann trat sie zurück in das Haus. Im Innern des kleinen Prarieheimes herrschte peinlichste Ordnung. Am offenen Fenster steht ein gedecktes Tischchen. Der Fußboden ist ohne Teppich, die Einrichtung einfach und bescheiden. Ein mit Büchern, Muscheln und seltenem Gestein besetzter Ständer bildet des Gemaches ganzen Schmuck; es erscheint mit einem Worte die Wohnung als das Heim eines armen Pioniers — und doch ist das Mädchen zart und schön und zeigt in jeder Bewegung der schlanken Gestalt die Merkmale höherer Bildung.

Leise singend beendete sie die Vorbereitungen zum Abendbrot und stellte eben den dampfenden Teekessel auf den Tisch, als eines Mannes Schritt ertönte und der erwartete Reite über die Schwelle trat.

„Das ist schön von Dir, Bertha; ich bin froh, daß das Essen fertig ist, und hoffe, es wird reichen. Bin bärenmäßig hungrig, nachdem ich den ganzen Nachmittag auf der verwünschten Prarie den Bestien nachjagte.“

„Gut, da ist welches Brot und süße, gelbe Butter, Rahm, ein Gericht wilder Stachelbeeren, kaltes Wildpret und soviel Tee als Dir beliebt. Nun, bist Du mit der Speisefarte zufrieden, Bruder Nals?“

„Versteht sich; Du bist die Königin der Haushälterinnen, die liebenswürdigste der Schwestern, und daß dem Verdienste seine Krone werde, will ich Dir gute Kunde bringen, obgleich ich sie vorerst noch geheim halten wollte.“

„Sag sie doch, Nals, ich bedarf wirklich Auffrischung der Lebensgeister; meine Gemütsstimmung stand den ganzen Tag unter Null.“

„Gib mir zunächst noch eine Tasse Tee. Du weißt, daß ich diesen Morgen aufbrach, um das Vieh zu suchen, das der Schurke von einem Hirten verkauft hat. Ich wandte mich dem Flusse zu und war kaum zehn Meilen geritten, als ich auf ein Lager von Auswanderern stieß.

Nachdruck verboten.

Natürlich hielt ich, fragte, woher sie kämen, wohin sie gingen, und erfuhr, sie seien sechs Familien aus Ohio, wären nun soweit gen Westen vorgedrungen, als sie beabsichtigten, und seien gesonnen, sich hier in der Nähe niederzulassen. Ich sprach nun von den Vorteilen unserer Besitzung, von dem nahen Fluß, von dem fruchtbaren Boden, von der unbegrenzten Viehweide und schloß mit dem Anerbieten, ihnen unsere dreihundertsechzig Acker in ihrem gegenwärtigen Kulturzustand um den gleichen Preis zu überlassen, den sie der Regierung zu bezahlen hätten, vorausgesetzt, daß sie all unser Schiff und Geschirt ebenfalls kauften, auf daß wir sofort das Land verlassen könnten. Wir besprachen die Sache eingehend und kamen dahin überein, daß einige von den Auswanderern übermorgen kommen sollten, um das Anwesen in Augenschein zu nehmen, und daß ich bis Samstag unser sämtliches Vieh, behufs Beschäftigung, zusammen zu treiben habe. Entspricht ihnen beides, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der Handel abgeschlossen werden wird, und wir haben endlich Aussicht, wieder in die Welt zurückzukehren.“

„O, Nals, wie froh wäre ich! Seit wir gen Westen kamen, verfolgte uns das Unglück und mir ist, als könnte uns nie wieder eine ungetrübte Stunde lächeln.“

„Gib nicht solch düsteren Gedanken Raum, Bertha. Ich hätte Dir übrigens nichts sagen sollen, bis die ganze Sache bestimmte Gestalt gewonnen, dann wäre die Ueber-raschung umso freudiger gewesen.“

„Es ist gut, daß Du mir es mitteiltest, weil ich nun morgen das ganze Haus ordnen und ein gutes Mittag-mahl bereiten kann. Wir haben noch Wildpret, und die Prariehühner, die Du jüngst heimbrachtest. Die Stachel-beeren sind vollkommen reif. Glücklicherweise habe ich heute auch gebacken; und bieten wir hierzu noch guten Kaffee, Butter und wilden Honig, so dürften sie wohl befriedigt sein. Haben dann die ersten Eindrücke ihre Geltung, so werden die Fremden sich über die Aussicht freuen, unser Prarieheim zu bekommen.“

„Die Idee ist prächtig. Ich werde morgen früh in's Lager hinüber reiten und sie bitten, etliche von den Frauen mitzubringen, dann werden deine Gartenanlagen und die Geflügelzucht wohl die Palme des Tages erringen. Gefällt unter Bestämmung dem weiblichen Teil der Gesellschaft, so werden wir sicher verkaufen. Doch nun gute Nacht, gute Bertha; früh zu Bett und früh wieder auf, ist eine goldene Regel und ich muß morgen ohnehin vor Sonnenaufgang fort.“

Mit diesen Worten bot er der Schwester die Hand und verließ das Zimmer.

Werfen wir einen Blick in die Vergangenheit, um zu sehen, wie es kam, daß die beiden Geschwister allein an der äußersten Grenze der Zivilisation wohnten. Ungefähr drei Jahre vor Beginn unserer Erzählung verließ Mister Eduard Dover einen östlichen Staat, um im fernen Westen Gesundheit und Reichthum zu suchen. Ihn begleiteten seine Frau, zwei Söhne und eine Tochter. Der alte Herr litt seit längerer Zeit an Auszehrung und glaubte, daß der Wechsel des Klimas und der Beschäftigung die schwindenden Kräfte wieder vermehren würde. Die Hoffnung, daß die patriarchalische Lebensweise unter Dämmern und Herden auf der lustigen Prärie seine Tage verlängern, seine Kinder bereichern würde, ließ ihn all seine Habe in Geld verwandeln. Seine beiden Söhne, Ralf und Allen, gingen begeistert auf des Vaters Pläne ein; ihnen gleich der Westen dem Paradiese: dort fand sich ein unbegrenztes Feld für den Unternehmungsgeist, der ganz Jung-Amerika besetzt. Selbst Bertha hegte romantische Gedanken von dem frischen Leben auf endloser Prärie und in diesen Träumen vermengten sich in seltsamer Weise zahllose Abenteuer, wilde Blumen, indianische Ponies und selbst der „edle Wilde.“ Mister Dover, ein sanftes geduldiges Weib, dessen ganzes Leben von des Gatten Wünschen abhing, dachte wie die übrigen Familienglieder, so daß keine mißbilligende Stimme sich erhob, als alle alten Bande gelöst wurden und die Reise nach dem fernen Westen angetreten ward.

Im Anzuge ging alles gut. Und als der Winter so milde sich einstellte, wie ein freundlicher Herbst, wünschten sie sich Glück, dem rauhen Klima des Ostens entronnen zu sein. Die Zukunft aber ist stets ein verschleiertes Geheimnis und die in unbewölkter Pracht sich erhebende Sonne mag in Sturmestoben untergehen. So traf auch diese Familie, die so hoffnungsvoll die neue Bahn betreten, bald Unglück und Tod.

An einem klaren Dezembervorgen erklärte der jüngere Sohn Allen, in den nächstgelegenen, etwa zwanzig englische Meilen entfernten Ort reiten zu wollen, um einige nötige Sachen zu kaufen und zu sehen, was die Post gebracht.

„Ich möchte Dich eigentlich begleiten,“ rief Bertha und sprang vom Frühstückstische auf.

„Nein, bleibe,“ gebot die Mutter; „die Tage sind kurz, der Mitt ist lang und ich fühle mich nicht wohl.“

„Wenn Du nicht wohl bist, Mütterchen, werde ich natürlich zu Hause bleiben; aber ich sehne mich eigentlich nach einem Mitt über die Prärie, denn Allen und ich sind immer so lustig und froh, wenn wir auf unseren feurigen Rossen dahinfahren.“

„Das ist richtig,“ lachte Allen, „und doch glaube ich, daß die Mutter recht hat; der Mitt ist sehr anstrengend und zudem droht Regen.“

Und Allen ritt mit zwei mächtigen Satteltaschen fröhlich davon. Bevor er außer Sicht kam, wandte er sich und grüßte zurück nach dem einsamen Blockhaus, unter dessen Türe die ganze Familie stand.

Gegen Mittag überzog sich der Himmel mit schweren grauen Wollen, die sanft und leise den ersten Schnee entsandten. „Sanft und leise“ nur im Anfang; bald erhob sich ein furchtbarer Sturmwind und der immer dichter fallende Schnee wirbelte und tanzte in undurchsichtigen Massen durch die Luft. Die geängstigten Bewohner des Blockhauses vermochten draußen nichts mehr zu unterscheiden: die Luft war buchstäblich voll Schnee, weil der Sturm die schon zur Erde gefallenen Floden wieder aufjagte und sie jenen bereinte, die eben sich senkten.

Tag und Nacht dauerte das Unwetter und die Kälte ward immer grimmiger. Wo aber war Allen? Hatte er die Ansiedlung erreicht, bevor der Sturm losbrach? War er gerettet?

Schlaslos schritt die arme Mutter die ganze Nacht im Zimmer auf und nieder. Etwas nach Sonnenaufgang klärte es sich und bald lachte das blaue Himmelszelt über der blendendweißen Prärie.

Die ganze Familie faßte neuen Mut, als die Sonne wieder freundlich strahlte und der Sturm sich gelegt hatte. Mit sehnenenden spähen Blicken schauten sie nach Allen aus; aber iräge rollten die Stunden dahin und kein le-

bendes Wesen erschien auf der pladlosen Schneewüste. Nachmittags erklärte Ralf, er wolle den Bruder suchen.

„Damit auch Du zu Grunde gehst,“ sagte die Mutter.

„Auch ich? Allen ist ohne Zweifel in der Ansiedlung geborgen oder bereits auf dem Heimweg. Ich will ihm entgegengehen und Du sollstest mutig hoffen und Dir nicht unnötigen Kummer schaffen.“

„Die Kälte ist furchtbar, Du kannst heute nicht weit reiten,“ bemerkte der Vater.

„Und der Schnee liegt so tief,“ murmelte Bertha.

„Ich werde natürlich gehen,“ erwiderte Ralf; „die Bewegung hält mich warm und auf dem Schnee bildet sich eine Kruste. Ich bin leichtfüßig und weiß mich oben zu erhalten, läge der Schnee auch noch so tief. Kimmert Euch also nicht um mich, auch wenn ich vor morgen Abend nicht zurückkehre.“

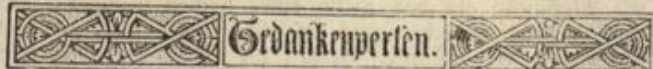
So brach er auf und die Zurückbleibenden sahen ihm so lang als möglich nach. Am Abend des folgenden Tages kam er wieder, aber er kam allein. Allen war in der Ansiedlung nicht gesehen worden.

Umsonst blieb alles Forschen und Fragen; man hörte nichts wieder von ihm. Für die Familie war es ein furchtbarer Schlag. Die Mutter härmte sich ab mit allen möglichen Schreckbildern; der Vater, erdrückt von Angst und Kummer, wurde sichtlich schwächer, und als der Frühling wiederkehrte, befanden sich auf dem kleinen Hügel neben dem Hause zwei Gräber und die armen Eltern schliefen dort, im Leben wie im Tode vereint, den langen, traumlosen Schlaf.

Diese sich schnell folgenden traurigen Ereignisse verleideten den beiden Geschwistern das Leben in dem einsamen Blockhaus. Zwei Jahre aber verstrichen, bis sich eine Gelegenheit bot, ihr Besitzthum zu veräußern; und als der erste Schmerz vorüber war, suchte Bertha durch leibliche und geistige Beschäftigung die stete Trauer und das trostlose Gefühl der Einsamkeit zu verschleichen. Unter ihrer fleißigen Hand erblühten zahllose Bäumchen in anmutigen Gruppen um das Haus, schmückten wuchernde Reben und Schlingpflanzen Fenster und Türe. Das Geflügel kannte ihre Stimme, das ganze Hauswesen bot ein Bild der Nettigkeit. Nichts aber vermochte die Erinnerung vergangener Unglücks zu verbannen, nichts das ahnende Vorgefühl, daß neues Unheil über ihrem Dache brühte.

Unter solchen Verhältnissen ist es leicht begreiflich, daß die Geschwister die Aussicht, ihr Anwesen günstig veräußern zu können, mit unendlicher Freude begrüßten.

Fortsetzung folgt.



* Es gibt nichts, was mehr vor Ueberhebung unserer Leistungen schützt, als wenn man sich immer nur im Nahmen des Ganzen denkt.

Lasse dir den Mut nicht rauben;
Sei im Unglück stolz und fest!
Werden doch die besten Trauben
Stets am härtesten gepreßt!

Soll werden segensreich dein Lehren,
So mußt du im Schüler den Menschen ehren.

Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert.

Wer kann des Rosses Mut im Laufe hemmen,
Wenn frei es ward von seiner Zügel Zwange?
Wer die Gewalt des stolzen Stromes dämmen,
Der aus den Ufern tritt mit wildem Orange?

* Stellt an euch selbst hohe Anforderungen, arbeitet und lernt entbehren und vergeßt keinen Augenblick, daß des Vaterlandes Geschick dereinst in euren Händen liegt.

Im letzten Augenblick.

Novelle.
Fortsetzung.

„Nun ja“, entgegnete der Ratsherr scheinbar völlig harmlos, sie verkündeten, daß die Franzosen einziehen. Sehen Sie, dort blitzen schon Helme und Bajonnet! Kommen Sie doch zum Fenster, sie marschieren hier vorbei.“

Er zog den halb Widerstandslosen mit sich an das Fenster. Mit unverbolener Schadenfreude beobachtete er, wie Armand sich halb hinter den Vorhängen vor schwarzem Damast verbarg und dennoch mit ängstlicher unruhiger Spannung herniederblickte.

Und nun zogen sie ein, die stolzen Sieger. Die Bajonette blitzten im Sonnenlicht, die Trommeln wirbelten und die Musik rauschte: — ein buntes lebensvolles Bild und doch wie viel Jammer, Blut und Tränen bildeten den Hintergrund desselben!

„Herr Duroy, was ist Ihnen?“

Mit einem unwillkürlichen Ausschrei war Armand vom Fenster zurückgewichen, eben in dem Augenblick, da hoch zu Ross der Stab des Regiments an dem Hause der Frau Lichtenthal vorüberzog; an seiner Spitze ritt ein Mann von hoher schmaler Statur in Generalsuniform.

„Herr Duroy, was ist Ihnen?“ wiederholte der Ratsherr seine Frage, da Armand bleich, wankend, einer Ohnmacht nahe, in einen Sessel sank.

„Nichts, Sie hören es ja, nichts — ein Schwindel“, erwiderte Armand fast heftig; „aber ich bedarf der Ruhe und muß Frau Lichtenthal benachrichtigen.“

Er ergriff die Klingel und läutete. Ein Diener erschien.

„Ich lasse Frau Lichtenthal sofort dringend um eine Unterredung ersuchen.“

Der Diener ging und auch Halling ergriff seinen Hut. „Ich will nicht stören“, sagte er freundlich, „will mich noch einen Augenblick in das Gemach versetzen, das die Güte der Frau Lichtenthal mir als Gastzimmer in ihrem Hause eingeräumt, wenn ich in alter Gewohnheit einen Tag bei ihr verbringe; und dann will ich auf's Rathhaus, man könnte meiner bedürfen. Gute Besserung, Herr Duroy!“

Er verließ das Zimmer und stieg in das obere Stockwerk empor, wo schon der verstarbene Herr dieses Hauses dem Nachbarn, bei dem er Bevatter gestanden hatte und den geschäftliche Verhältnisse eng mit ihm verbanden, ein Stübchen eingeräumt hatte, in das er sich auch als Gast der Witwe zu begeben pflegte, um sein Schälchen zu halten oder seine Toilette aufzuschreiben.

Nun war er dort und verschloß hinter sich die Thür. Dann ging er bis in die Mitte des Zimmers, und sich auf den Boden legend, zog er leise und vorsichtig aus demselben eine Pflanz, der eine Oeffnung enthielt groß genug, dem Auge einen Einblick in das Familienzimmer, das gerade darunter lag, zu gewähren und das Ohr die gewechselten Reden der Ahnungslosen unten ertauschen zu lassen. Schon vor Jahren hatte er diese Oeffnung während einer Reise des Lichtenthal'schen Ehepaars gebohrt und sein Geheimnis war bis heute unentdeckt geblieben. Seinem boshaften Charakter war es eine süße Wonne, Mitwisser von Geschäfts- und Familienangelegenheiten zu sein, welche die Gatten, sich unbekannt glaubend, mit einander tauschten. Nach Lichtenthal's Tode hatte er wenig Gelegenheit gefunden, seine Neugier zu befriedigen; heute aber lauschte er mit doppeltem Eifer. Es mußte nichts Unwichtiges sein, was Duroy's Seele belastete, und er hegte nur die Furcht, daß die Witwe den Geschäftsführer in ein anderes Zimmer zum Zweck heimlicher Unterredung bitten werde, ob-

wohl er mußte, daß von jeher das Familienzimmer zur Unterredung wichtiger Angelegenheiten gedient hatte.

Und schon nach wenigen Augenblicken erschien Frau Lichtenthal, ernst, aber freundlich wie immer.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Armand“, sagte sie; „was sind hier ungestört, Melanie ist in der Küche.“ — Doch, mein Gott, wie bleich Sie sind? Armand, Sie sind erkrankt?“

„Mein Leib ist wohl, verehrte Frau“, erwiderte Armand; „aber unaussprechlich leidet meine Seele. Ihnen muß ich mich entdeden, Ihnen, die ich als gültige Herrin verehere, die ich in den geheimsten Werten meiner Seele Mutter nenne.“

„Also ein Geständnis?“ sagte Frau Lichtenthal lächelnd, „und darum so viel Jammer und Herzleid. Nun wohl, mein Freund, ich will Ihnen auf halbem Wege entgegen kommen — um Ihnen zu zeigen, daß das Auge einer Mutter nimmer trübt und Alles sieht, wenn es sich um das Wohl ihres Kindes handelt. Sie lieben Melanie, meine Tochter. Das Mädchen erwidert Ihre Neigung. Ich achte Sie, Duroy, als Mann von Ehre und nenne Sie gern meinen Sohn vor Gott und den Menschen.“

„Mir ein solches Glück!“ rief Armand, „o Madame, mein Leben reicht nicht, Ihnen diese Stunde zu vergelten.“

„Aber ich setze eine Bedingung dabei“, fuhr dann die Witwe fort: „jeden Augenblick könnten wir auf Einquartierung rechnen, mein Haus wird natürlich nur Offiziere zugewiesen erhalten — nur als Ihre Braut darf Melanie den Gästen entgegen treten und noch heute soll eure Verlobung öffentlich bekannt werden.“

Wie in jähem Schreck zuckte Armand zusammen.

„Französische Offiziere“, murmelte er, „ja ich vergaß, daß ich in das Paradies blicken durfte, das Elend der Erde.“

„Armand, Sie zittern?“ rief Frau Lichtenthal erschrocken. „Die Erwähnung Ihrer Landsleute stößt Ihnen Grauen ein. Großer Gott, wenn Halling wahr spräche, wenn Sie eine Vergangenheit hinter sich hätten, von welcher den Schleier abzuziehen mir schaudert.“

„Nicht weiter, Madame“, rief Armand, „bei Gott, ich bin nicht unwert Ihrer Achtung; aber der Unseligste der Menschen bin ich. Daß ich gleichwohl kein Verbrecher bin, das mögen Ihnen die Zellen dieses Mannes künden, den ich wie einen Beschützer verehere.“

Er zog bei diesen Worten eine versiegelte Schrift aus der Brusttasche und überreichte sie der Witwe; einige Worte und eine Unterschrift befanden sich auf der weißen Umhüllung.

„Die Hand meines guten Lichtenthal!“ sagte die Dame überrascht; und so laut, daß der Horcher droben jede Silbe zu erfassen vermochte, las sie:

Diese Schrift erkenne ich nach unter der Hand angefertigten Nachforschungen als wahrheitsgetreu an und empfehle Armand von Martigny, genannt Duroy, falls mich der Tod abruft, meiner teuren Gattin; er ist des höchsten Vertrauens wert.

Joseph Lichtenthal.“

Die Witwe trocknete sich die Augen, dann reichte sie Armand die Hand. „Sprich mein Sohn, was kann deine Mutter für Dich tun?“

Armand beugte sich nieder und drückte einen Kuß auf die ihm dargebotenen Finger; eine Träne fiel darauf, ein stummer und doch so bereicherter Ausdruck des Dankes, den keine Worte zu fassen vermögen.

„Mir raten“, sagte er „dann mit Ihrem klaren und durchdringenden Geiste meine schwankende Willenskraft, die auf Wogen des Zweifels, der Ungewißheit schweift, zum sicheren Hafen lenken. Hören Sie mich an, die Zeit drängt. Daß ich mich nun Duroy nenne“, fuhr er hastig fort, „während doch mein wahrer Name Martigny

ist, das haben Sie aus den Zellen des Verewigten ersehen, die näheren Umstände meiner Hinfahrt einsäht dies Papier, das ich Ihrer Einsicht übergebe. Ich ward, fast noch ein Knabe, gezwungen, als Soldat zu dienen; mein Oberst behandelte mich tyrannisch, obwohl ich Alles tat, meine Pflicht zu erfüllen. Lange duldete ich, aber eines Tags, als er meinen Vater zu schmähen gewagt hatte, als er mir in das Antlitz schlug, da hob sich mein Arm, dem seinen zu begegnen — ich hatte mich an meinem Chef vergriffen. Man schleppte mich ins Gefängnis. Das Kriegsgericht, sollte das Urtheil über mich sprechen, das Urtheil, das mein Oberst ihm diktierte."

"Unglücklicher Jüngling!" rief Frau Nichtenhal tief bewegt, während Halling den Atem anhielt, um nicht einen Hauch auch Armands Munde zu verlieren.

"Schimpfliche Strafe hatte meiner; ihr zu entgehen, gab es nur zwei Wege: Tod oder Flucht. Zu sterben durch die eigene Hand, verbot mir Gottes Gesetz, aber frei wollte ich werden, frei — so stang's aus der Tiefe meiner Seele. In ohnmächtiger Verzweiflung klammerte ich mich an meines Vaters Ehrengüter — sie wankten, sie gaben nach — ein Weg war gebahnt und ich benutzte ihn. Unbemerkt entfloh ich, tagelang irrte ich in den Wäldern, schmachtend vor Durst, entkräftet vor Hunger, aber doch glücklich, denn meine Verfolger hatten meine Spur verloren, und als ich Frankreichs Grenze hinter mir hatte, da küßte ich den fremden Boden mit Thränen als ein Asyl. Längere Zeit wanderte ich umher. Ich hatte den Namen Duroy angenommen; unter diesem suchte ich meine bescheidenen Kenntnisse zu vertiefen, die ich mit in meinen Ruhestunden gesammelt hatte; aber nirgends fand ich Raht. Da führte mich Gottes Fügung hierher, in dieses Haus. Ein würdiger Mann empfing mich, wie mir noch keiner begegnet war; ihm entdeckte ich mich — er ward mein guter Engel."

Frau Nichtenhal erhob sich; ihre lächelnde Antwort schien unerschütterlich.

Und was geschah, als Ihr Oberst Ihrer nicht habhaft werden konnte?" fragte sie.

"Man erklärte mich als Deserteur und verurtheilte mich in contumaciam zum Tode, bis man diese Strafe — und sollten Jahre darüber vergehen — an mir selber zu vollziehen im Stande sei; das Urtheil gilt noch heute in seiner ganzen Strenge."

"Ich begreife; und Sie fürchten, daß unter den einziehenden Truppen sich Bekannte aus früherer Zeit befinden könnten? Großes Kind! Als ob dreizehn Jahre Sie nicht verändert hätten."

"Wohl für gewöhnliche Augen, nicht aber für Augen des Hasses. Betrachten Sie denn: das Regiment, das eben an Ihrem Hause vorüberzog, es ist daselbe, in dem ich einst diente, und an seiner Spitze ritt in Generaluniform der Mann, dem ich alles Elend danke — ritt Charles de Rosly, mein Oberst."

Der Horcher droben wußte genug. Weise stieg er den Pfad wieder in die Oeffnung und verließ dann das Zimmer. Seine Augen glühten im Strahl des Triumphes, als er durch die Haustür auf die menschengefüllte Straße trat und dem Rathhause zuschritt.

Frau Nichtenhal dagegen konnte ihre Bestürzung nicht verbergen. "Ja, das ist ein großes Unglück", sagte sie, "sein anderes Mittel gibt es, Sie vor ihm zu retten, als Sie seinen Wäden zu entziehen. Ich führe Sie fort in ein Zimmerchen, dessen Thür durch ein großes Gemälde maskirt ist. Niemand wird Ihr Versteck ahnen; ich gebe vor, daß Sie in einer wichtigen Geschäftsangelegenheit eine Reise angetreten hätten. Mut, Armand, ich werde Sie retten. Doch still, da kommt Melanie; nehmen Sie die Maske der Sorglosigkeit an. Melaniens Aufregung, erführe sie das Geheimnis, dürfte die erste Verräterin sein."

Da trat Melanie eben in das Zimmer. Sie war ein anmutiges Mädchen von zartem Hälte, aus welchem der Mutter blaue Augen in noch hellerem Glanze leuchteten. Jetzt aber, bei Armands Anblick, da überflog ein hohes Rot ihre Wangen.

Die Witwe ergriff ihre Hand und führte sie an Armands Seite mit den Worten: "Er weiß, Melanie, daß ich Eure Liebe segne; seid glücklich, meine Kinder!"

Tränen der Bitterkeit überfluteten Melaniens Antlitz, da sie in überwallendem Gefühl an die Brust der Mutter sank.

"Aber nun keine Sentimentalität, mein Kind", fuhr die Mutter fort, "die Zeit ist nicht darnach getan; und um deine Stärke zu beweisen, füge Dich darein, daß Armand sich sofort auf sein Zimmer begibt, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen, noch diesen Abend die Stadt zu verlassen; still mein Kind," fügte sie entschieden hinzu, "es muß sein."

Ein Klopfen unterbrach ihre Worte. Durch die Spalte der Thür steckte Halling den Kopf. "Darf man eintreten?"

"Gewiß, lieber Halling, rief ihm Frau Nichtenhal entgegen, "und Sie, der Freund des Hauses, sollen der erste sein, dem ich die Verlobung meiner Melanie mit Herrn Armand Duroy mittheile."

"Gratuliere, gratuliere!" rief der Rat. "Ein statliches Paar! Haben Karriere gemacht, — junger Mann, haben wohl getan, sich an das Haus Nichtenhal zu halten."

"Nur ein Umstand verhindert die größere Oeffentlichkeit", fuhr Frau Nichtenhal fort, "Armand muß verreisen, — auf wie lange, ist noch unbestimmt, — nach Berlin, vielleicht auch nach London, — eine Depesche, die heute eintraf, erfordert sein persönliches Einschreiben in einer Sache von Wichtigkeit, — es steht viel auf dem Spiel —"

"So, so: also der Herr verreist! Ei, ei, Herr Duroy, sind ein schlechter Soldat, eben die lange belagerte Festung erobern und desertieren? — Desertieren — das ist doch ein garstiges Wort, — meinen Sie nicht auch, Herr Duroy? Und die französischen Herren scheinen das auch zu finden, denn soeben ward diese Proklamation an den Ecken der Straßen angeschlagen — es müssen viele Fälle im Heere vorgekommen sein."

Er entfaltete ein Papier und las mit sehr lauter Stimme:

"Der einen desertierten Soldaten, sei es auch aus früheren Jahrgängen, beherbergt, wird mit Einziehung seines Vermögens und mit Zuchthaus bestraft. Der Deserteur aber wird in den nächsten vierundzwanzig Stunden vor dem nächsten Thor des Hauses, das ihm als Zufluchtsort gedient, standrechtlich erschossen."

Seine Augen flogen funkelnd von einem zum andern, als er die Proklamation zu sich stieg. Krampfhaft mit Armand die Lehne eines Sessels umklammert, Frau Nichtenhal selbst mochte nur mit Mühe ihre Fassung zu bewahren.

"Ich beklage das Schicksal der Armen, die der Inhalt dieser Proklamation berührt", sagte sie, "wenn sie auch für uns keine Schrecken darbietet. Doch Sie müssen fort, Armand, ich werde Sie begleiten, um die nötigen Geldsachen zu ordnen und mich über die laufenden Geschäfte zu unterrichten. Kommen Sie, die Zeit drängt."

Fortsetzung folgt.

* Nimm, um Porzellan zu kitteln. Man nehme die zerbrochenen Teile, binde sie anpassend gut mit Faden zusammen, lege sie in eine Pfanne mit so viel Milch gefüllt, daß die Gegenstände davon bedeckt sind, und lasse dies so lange kochen, bis die Milch gut eingekocht ist; dann nehme man die Gegenstände wieder heraus, lasse sie erkalten, spüle sie ab und nehme sie wieder in Gebrauch.